Misthaufen, Jauche-Wrestling und der liebe Gott : wie Jeremias Gotthelf den Umgang mit dem Dung deutet

Autor(en): **Humbel, Stefan**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **69 (2013)**

Heft 6

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-422197

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Misthaufen, Jauche-Wrestling und der liebe Gott

Wie Jeremias Gotthelf den Umgang mit dem Dung deutet

Von Stefan Humbel[1]

Gotthelfs Werk dreht sich vielfach um Jauche, Gülle – oder Bschütti –, zentraler noch um den Misthaufen: Wer hat den grössten, wer den reinlichsten im Land? Im literarischen Spiel mit Fäkalien offenbart sich der soziale Status der Gotthelf-Figuren. Und zuweilen geht es auch schlicht um Lust und Ekel.

Es gibt auch in der Literatur über die Zeiten hinweg eine Faszination für Ansammlungen tierischer Exkremente, ob mit Stroh vermischt oder in flüssiger Form. Zuweilen sind Mist und Gülle schlicht Bestandteile eines bäuerlichen Alltags. Sie dienen darüber hinaus als literarische Verweismittel oder stellen auch einmal einen Tummelplatz rein ästhetischer Bedürfnisse dar, wo Lachen und Ekel gleichermassen ihren Platz haben können.

Auch durch Jeremias Gotthelfs Werk ziehen verschiedentlich Ausdünstungen und verläuft sich die Jauche auf den Strassen und vor den Häusern, auch vor seinen Bauernhöfen stehen «mächtig und prächtig Misthaufen, fein gezüpft und glatt getätschelt». Dies mag verwundern beim Pfarrer – weniger aber beim Volks- und Bauerndichter.

Wo Mist nicht unbedingt stinkt

Natürlich wetteifert man in der manchmal eifersüchtigen Bauernschaft miteinander, «wer am meisten Land» und den «größten Misthaufen» hat, und «vor den Häusern» stehen «trotzig hingepflanzt die zierlichen, reinlichen Misthaufen». Andererseits sieht etwa das

1 Dr. Stefan Humbel, Dozent am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel, war als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gotthelf-Edition an der Kommentierung des «Neuen Berner-Kalenders» beteiligt; *stefanhumbel@bluewin.ch.* – Der vorliegende Text erschien zuerst im Oktober 2012 in der Berner Zeitschrift «UniPress», *http://liip.to/unipress_gotthelf.*

Stöckli zum Haus des ungeselligen Dorngrütbauern «akkurat aus wie der Hut, den ein Räuber sich in die Augen gedrückt» hält, und um das Haus herum «lebt die Mistgülle in süßer Freiheit».

In einer Welt, da Mist nicht a priori stinkt, sondern wo Christ sich sprichwörtlich zu Mist gesellt – der Mist also als Gottes Segen gilt, wo sich am wirtschaftlichen Wohlergehen Gottes Wohlgefallen ermessen lässt –, da hängt vieles vom Mist ab. Er ist eine wertvolle landwirtschaftliche Ressource und verspricht zugleich symbolisches Kapital – nicht zufällig verbürgen gepflegte und stattliche Misthaufen in Gotthelfs Geschichten eine Hauswirtschaft mit entsprechend hohem sozialen Ansehen. Die Ordnung des Hofs spiegelt sich in der Sorgfalt, wie der Haufen aufgeschichtet wurde, die Unordnung in der im Stall auslaufenden «Bschütti», im «Gsau».

Die fehlende Ordnung zeigt sich sogar in mangelhafter Textur der Exkremente. Denn ein Misthaufen besteht zwar aus natürlichem Material, ist aber durchaus zugerichtet und also ein künstliches Stück: Er ist «fein gezüpft und glatt getätschelt». Und weil nun einmal alle gerne Aufhebens um sich machen, soll ein bedingungslos staatstreuer Bürger sogar «sein und das kaiserlich österreichische Wappen in seinen Misthaufen geflochten und mit Mistkränzen verbunden» haben.

Präzise verwertete Exkremente

Dies mag eine Übersteigerung sein. Immerhin aber stellt Gotthelf starke emotionale Bindungen zwischen Bauern und ihren Misthaufen fest. So soll «manch Bauernherz» eigentlich «inniger» am reinlichen Misthaufen hängen «als manch Herrenherz an seiner Frau» – und ihn sogar «tätscheln». Misthaufen «glänzen schwarz und saftig, fast appetitlich»; andernorts «umfliesst» die «braune Jauche» den Misthaufen, «gleichsam ein Pudding an brauner Sauce». Gepflegte Misthaufen können sogar einen intimen Raum schaffen. Nicht von ungefähr haben in *Anne Bäbi Jowäger* Wirt und Wirtin eine «Privatunterredung» hinter dem Mist und «tubaken» die reichen Bauern in der Kalendergeschichte vom *Eselikrieg im Repsacker* «akkurat hinter den Misthäufen».

Gottfried Keller meinte, Gotthelf steche mit seiner «kräftigen scharfen Schaufel» ein «Stück aus dem Erdboden» heraus, lade es auf den «literarischen Karren» und stürze diesen «mit einem saftigen Schimpfwort vor unsern Füßen um»: Da «stinkt und duftet es in friedlicher Eintracht durcheinander». Sein Vorwurf: Gotthelf trenne nicht aufmerksam genug zwischen sorgfältiger Schilderung des ländlichen Alltags und Derbheiten. Genau hier aber zeigt sich am Mist in Gotthelfs Werk, wie präzise selbst Exkremente verwertet werden können. Reichtum und Armut sind am Misthaufen ablesbar, so dass nicht selten die bescheidene Beobachtung eines würdig gepflegten Haufens ausreicht, den sozialen Status einer Wirtschaft zu klären. Darüber hinaus sind Misthaufen und Gülle auch psychologische oder moralische Indikatoren für eine Hausgemeinschaft oder für einzelne Figuren. Ausgerechnet im Haus des erwähnten Dorngrütbauern weiss denn auch niemand recht, wo sich die dortigen Jungfrauen herumtreiben, «werden wahrscheinlich auch in irgend einer Mistgülle geschnadert haben».

Das ist ein stark funktionales poetisches Verfahren: Mist ist Platzhalter, er hat eine Verweisfunktion. Das Verfahren entspricht sicherlich zu Teilen einer Bildsprache, wie sie Gotthelf auch als Pfarrer geläufig war. Anders als in heutigen Literaturwerken wie in Yu Huas Roman *Brüder* (2005/06), in dem Aborte und Jauchegruben zum Initiationsort der Latrinenvoyeure werden, oder in Wolf Haas' Kriminalroman *Der Brenner und der liebe Gott* (2009), in dem der delirierende Detektiv seinem lieben Gott ausgerechnet auf dem Grund einer Jauchegrube begegnet, scheint bei Gotthelf die rein spielerische Freude am Dreck eher zu fehlen.

Stini und Ürsi

Es gibt allerdings eine Stelle, die sich anders gestaltet und wohl auch deswegen in Franz Schnyders Verfilmung von *Uli der Knecht* über mehrere Minuten ausgebreitet wurde: den Schlammkampf der beiden Buhlerinnen Stini und Ürsi. Während Ürsi des Nachts mit dem im Stall arbeitenden Uli «schätzelet», fällt Stini ins Jaucheloch, das ihre Gegenspielerin zu diesem Zweck boshaft abgedeckt hatte. Hier

setzt Gotthelf auf Effekte, wie sie nicht genussvoller in der berühmten Schlussszene von Emir Kusturicas *Chat noir, chat blanc* (1998) mit dem angesägten Plumpsklo ausgeweidet wurden. Stini im Mistloch, «das triefende Haupt aus der schwarzen Jauche emporstreckend und gar erbärmlich schnopsend, hustend und brüllend in allen Tönen», vermag sich nicht aus der Grube zu retten. Niemand möchte «das triefende Mensch anrühren». Der Misthaken und die Schossgabel werden als Rettungsinstrumente verworfen, desgleichen die Idee, Stini «mit Pulver heraus[zu]sprengen».

Als die bemitleidenswerte Magd dann doch gerettet ist, geht das «Luegen» im Laternenschein erst los: «von Jauche triefend» und «in schwarzen Kot gehüllt» steht sie da, «schwarze Ströme ergiessen sich nach allen Seiten aus ihren Kleidern». Stini stürzt sich sogleich «zsämefüeßlige», «wie eine Hyäne» auf ihre Widersacherin und wälzt sich als eigentlicher «Drecksack» auf dem «schönen Ürsi». Niemand greift ein, niemand will das Stini anfassen, spritzt doch «bei jeder Bewegung Jauche». Erst auf Androhung der Meisterin, «wenn man die Möntscher nicht bald voneinandertun wolle, so wolle sie es selbst tun», fassen die Umstehenden Mut, halten sich die Nase zu und die beiden Mägde auseinander.

Lustvoll in Szene gesetzter Mist

Es ist eine kuriose Passage in Gotthelfs Werk. Der Mist wird hier weniger als motivischer Verweis auf einen sozialen, wirtschaftlichen oder moralischen Zusammenhang eingesetzt, sondern es entfaltet sich als lustvoll in Szene gesetzter Dreck eine ästhetische Dimension an sich. Ganz offenbar tobten sich hier nicht nur Stini und Ürsi aus, sondern auch der Autor selbst: Lachen paart sich mit Ekel, leidenschaftliche Schilderung eines nächtlichen Jauche-Wrestlings mit dramaturgischen Entwicklungen im Roman – immerhin kam das Schauspiel dem umworbenen Knecht Uli «wirklich über den Magen», und dieser hatte «von Stund an von Beiden genug».